

Zentrum Gottesdienst

Gottesdienst als WortKult.

Wie evangelischer Gottesdienst ist und sein könnte

Vortrag am Donnerstag, 2. Mai 2013, Epiphaniienkirche

Prof. Dr. Alexander Deeg, Praktischer Theologe, Leipzig

1. Wie Gottesdienst ist – und was er ist

Ganz grundlegend soll und will ich heute Nachmittag zu Ihnen sprechen, ganz grundlegend reden vom »evangelischen Gottesdienst« – und wenn ich das so sage, dann denke ich zunächst an die Gottesdienste, die landauf, landab an Sonn- und Feiertagen und in der Regel am Vormittag gefeiert werden (und weiß sogleich, dass das nur ein Ausschnitt ist der vielfältigen gottesdienstlichen Wirklichkeit in unserer Kirche). Aber: Wie soll man von ihm reden und über ihn sprechen, über den evangelischen Gottesdienst? Welchen Ton anschlagen, wenn man von ihm spricht?

Einen statistisch-realistischen? Vielleicht – und das klänge dann so: Durchschnittlich etwa 18.000 Gottesdienste werden gefeiert an jedem Sonn- und Feiertag in den evangelischen Kirchen in Deutschland. Das ist nicht wenig. An ganz normalen Sonntagen sind es dreieinhalb bis vier Prozent der Evangelischen (also gut 800.000 Menschen), die da hingehen. Das ist schon etwas ernüchternder. Aber immerhin: An einem Spieltag der ersten Bundesliga besuchen nur rund 400.000 Zuschauer die Stadien – weniger als die Hälfte – wobei allerdings auch nur in neun Stadien gespielt wird, nicht in 18.000. Dass Menschen zum Gottesdienst gehen, ist schon lange nicht mehr selbstverständlich.

Wie soll man von ihm reden, vom evangelischen Gottesdienst? Welchen Ton anschlagen, wenn man von ihm spricht? Vielleicht besser doch einen hymnischen? Sonntag für Sonntag, Feiertag für Feiertag geschieht es – das Größte, was auf dieser Erde geschehen kann. Gott und Mensch begegnen einander. In Worten und Tönen, in Brot und Wein. Irdisch noch, schon himmlisch sein – das ist die Erfahrung, die Menschen machen, wenn sie zusammenkommen und feiern. Ein Ort der Freiheit, an dem Menschen das befreiende Wort hören – und frei werden aus Ängsten und aus der Sorge, die das Leben im Alltag manchmal so eng macht.

Wie soll man von ihm reden, vom evangelischen Gottesdienst? Vielleicht doch lieber kritisch. Die Zahl der Feiernden sinkt, zwar langsam, aber es werden weniger, die zusammenkommen, wie überhaupt die Anzahl der Evangelischen im Lande seit Jahren sinkt. Die Konfirmandinnen und Konfir-

manden, so zeigt es eine Studie aus den vergangenen Jahren, finden ihn häufig langweilig und belanglos. Und am Ende der Konfirmandenzeit, kurz vor der Konfirmation, stimmen sogar mehr Konfirmandinnen und Konfirmanden der Aussage zu, der Gottesdienst sei langweilig, als zu Beginn der Konfirmandenzeit. Ganze Altersgruppen bleiben weg, manche Milieus gehen nie hin.

Wie soll man reden vom Gottesdienst? Ganz gelassen: Es gibt ihn schon seit so vielen Jahren und Jahrhunderten. Er trägt – auch uns. Oder doch besorgt und alarmiert? Es wird Zeit, etwas zu tun. Vielleicht die Vielfalt der Angebote erweitern, damit wir auf dem Markt der Möglichkeiten der Wochenendgestaltung etwas zu bieten haben – möglichst für alle? Wie soll man von ihm reden, dem Gottesdienst? Angesichts von all dem Gesagten vielleicht doch humorvoll und selbstironisch? Gott ist gar nicht tot, er ist nur bei einem ganz normalen evangelischen Sonntagsgottesdienst eingeschlafen ...

Ich könnte noch eine ganze Weile so weitermachen und Sprachformen finden, in denen man über den Gottesdienst sprechen könnte. Und alle hätten ihre Wahrheit, alle wären auf bestimmte Weise stimmig. Und bei allen bliebe eine Frage merkwürdig wenig im Blick, die mich seit einigen Jahren grundlegend beschäftigt. Eine einfache Frage, aber manchmal sind gerade die einfachen Fragen die schwersten. Was ist er denn eigentlich, der evangelische Gottesdienst? Diese Veranstaltung, in die so viel Liebe, Kreativität und Arbeitszeit fließt – von Pfarrerinnen und Pfarrern, Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusikern, Küsterinnen und Mesnern, Lektoren und Prädikantinnen; die Veranstaltung, die manchen gar nichts bedeutet und anderen so viel. Es war für mich als Praktischer Theologe immer wieder erstaunlich, wie wenig die Frage bedacht wurde und wird: Was ist er denn eigentlich, der evangelische Gottesdienst? Wie ist er faktisch und was könnte er sein?

Ich meine, genau über diese Frage sollten wir nachdenken, um sie sollten wir ringen – damit all unsere Versuche, den Gottesdienst zu reformieren und zu verändern, besser und schöner zu machen, nicht ins Leere laufen. Damit wir nicht im hektischen Aktionismus versinken, wenn wir noch ein Programm und noch eine Initiative auflegen zur Veränderung des Gottesdienstes.

2. Evangelischer Gottesdienst – damals und heute

Bei Wikipedia ist dem Artikel zum »lutherischen Gottesdienst« ein Bild aus Ravensburg beigegeben: ein wunderschöner Kirchenraum, herrliche Glasfenster im Osten, ein Altar mit Kreuz und geöffnetem Bibelbuch, fest installierte Bänke, recht locker gefüllt. Ein Mann im schwarzen Talar steht auf der Kanzel, blickt auf das Pult. Augenscheinlich predigt er gerade. Ist das ein typisches Bild für den evangelischen Gottesdienst? Wikipedia meint: ja. Und Sie?

Springen wir rund 500 Jahre zurück. Damals in Wittenberg malte unter anderen Lucas Cranach der Jüngere den Gottesdienst. Um 1545 entstand ein Bild, das nun freilich etwas polemisch geraten ist, weil Cranach den Unterschied zwischen der »wahren Religion Christi und falschen, abgöttischen Lehre des Antichrists« zeigen wollte. Wir sehen viele Menschen – stehend, einige sitzend, manche kniend. Wir sehen Menschen um den Altar versammelt, bei Brot und Wein. Wir sehen die Taufe im Hintergrund. Wir sehen den Prediger auf der Kanzel – und viele, die sich um die Kanzel versammeln. Und wir sehen den offenen Himmel. Das Kirchengebäude hat kein Dach. Da ist nur der Himmel, und die Engel fliegen hin und her wie bei Jakobs Himmelsleiter! Der Prediger ist es, der mit der offenen Bibel für die Verbindung von Himmel und Erde steht.

Beim Vergleich der beiden Bilder fällt doch ins Auge: Es hat sich etwas verändert im evangelischen Gottesdienst. Damals gab es noch eine Menge Bewegung im Kirchenraum. Heute sieht das alles etwas statischer aus. Geordneter. Viele meinen, dass der evangelische Gottesdienst vielleicht die gewaltigste Veränderung erfahren habe in dem Moment, als Sitzbänke als festes Gestühl eingeführt wurden, seit etwa 1528. Auf einmal war die Gemeinde nicht mehr beweglich, wie tatsächlich noch Anfang des 16. Jahrhunderts, als man zur Predigt nahe zur Kanzel trat und zum Abendmahl dann an den Altar. Auf einmal saß die Gemeinde fest im Gestühl, blickte nach vorne – und eine gar nicht unwesentliche Verschiebung trat ein – eine Verschiebung, die vielleicht das größte Problem des evangelischen Gottesdienstes markiert.

3. Das evangelische Grundproblem: die Gefahr der Homiletisierung

Lassen Sie mich nun doch etwas polemisch erzählen, wie evangelischer Gottesdienst manchmal ist. Ich schildere – zugespitzt – eine gottesdienstliche Situation, wie sie mir gelegentlich begegnet, wenn ich in Leipzig den Universitätsgottesdienst feiere. Freilich: Universitätsgottesdienst – das ist nicht der Gottesdienst irgendwo. Aber vielleicht zeigt die Beobachtung doch etwas Typisches und durchaus Problematisches. Es ist Sonntag, später Vormittag. Eine Mischung aus Touristen, Studierenden, die teilweise noch ein wenig müde in die Welt schauen, älteren Frauen und Professorenkollegen ist zum Universitätsgottesdienst versammelt. Viertel nach elf. Nach den Glocken die Orgel. Schon nach wenigen Takten drehen sich viele um, blicken nach oben. Dort spielt der Universitätsorganist – bezaubernd, furios. In der sich anschließenden Begrüßung durch den Liturgen erfährt man auch, was wir eben gehört haben. Die Angabe ist genau: Komponist, Tonart, Nummer im Werkeverzeichnis. Dann werden noch einige weitere Details zum musikalischen Programm verlesen. Worum es thematisch in der Predigt gehen wird, wird auch noch gesagt und schon ein wenig ausgeführt. In der zweiten Reihe links sitzt ein Herr, der einen Notizblock auspackt und schon jetzt die ersten Noti-

zen macht. Am Ende der, wie ich nun bemerke, doch recht langen Begrüßung erfährt die Gemeinde dann auch noch, dass dies alles jetzt geschieht »im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes«. So etwa geht es weiter. Erhebende Musik, viele Worte – durchaus kluge. Notizen des Herrn vorne links, manches Gähnen der Studierenden, gelegentlicher kritischer Blick der Professoren, manche Touristen, denen es dann doch zu lange wird und die die Veranstaltung noch vor der erneut furiosen Schlussmusik wieder verlassen. Draußen loben viele den Organisten, sagen andere, dass das doch mal wieder ein »schöner Gottesdienst« gewesen sei. War es das? Diese eigentümliche Mischung aus guter Musik und propositional-argumentativem Diskurs mit einigen Versatzstücken einer traditionellen Liturgie?

Freilich: Weder sind alle Begrüßungen im Leipziger Universitätsgottesdienst so ausführlich noch ist dieser exemplarisch für den evangelischen Gottesdienst dieser Tage. Aber ich frage, ob sich in dieser Beobachtung nicht zugespitzt ein Problem zeigt, das meines Erachtens als das Problem des evangelischen Gottesdienstes – jedenfalls im deutschsprachigen Bereich und landeskirchlichen Kontext – bezeichnet werden könnte. Ich spreche von der Gefahr der Homiletisierung der Liturgie.¹ Einfacher gesagt: Der ganze Gottesdienst wird zu einer einzigen langen Predigt – umrahmt von einigen Liedern. Das erscheint mir als eine Gefahr – und ich sage dies als jemand, der die Predigt liebt und achtet! Der Gottesdienst wird zu einer Veranstaltung, die vor allem etwas zu denken gibt. Die notwendigerweise vor allem die anspricht, die es auch sonst gewöhnt sind, längeren Vorträgen zuzuhören. Wer nicht zum kulturliebenden Bildungsbürgertum gehört, wird da nicht hingehen.

In Wien wurde vor einigen Jahren, nun allerdings in katholischem Kontext, eine Untersuchung durchgeführt, die Menschen nach dem befragte, was sie vom Gottesdienst erwarten. Paul M. Zulehner und Marcus König stellten fest, dass viele Menschen im Gottesdienst »erlebte Gotteserfahrung und sinnenfällige Gemeinschaft mit Gott« suchen.² Die beiden Theologen stellen diese Sehnsucht in den Zusammenhang mit einer »Wiederkehr der Religion«, wie sie seit einigen Jahren beobachtet und kontrovers diskutiert wird. Und sie fragen: »Würden wir uns den spirituellen Wanderern [den Suchenden] nicht geradezu annähern, wären unsere Gottesdienste auch wirklich das, was sie theologisch besehen sein sollen?«³

König und Zulehner sehen den größten Feind der Gotteserfahrung im Gottesdienst im Übermaß des Redens, in der Fülle der Worte. Es sei auf ka-

¹ Vgl. dazu Alexander Deeg: Das neue Lied und die alten Worte. Plädoyer für eine Erneuerung liturgischen Betens aus der Sprache der Bibel, in: Deutsches Pfarrernetz 107/2007, S. 640–645.

² Paul M. Zulehner/Marcus König: Heilige Messe, S. 40.

³ A. a. O., S. 38.

tholischer Seite zur »Verwortung« der Messfeier« gekommen, meint Marcus König.⁴ Priester würden davon ausgehen, dass die Liturgie in ihrer Sprache und mit ihren Symbolen nicht mehr verstanden werde, und hätten sich daher auf Erklärungen verlegt. Ein »liturgischer Sprachkreis« wuchere, die Gemeinde werde pädagogisch aufgeklärt oder moralisch angefeuert. Dabei aber gehe die Stille verloren, und die Symbole des Gottesdienstes würden entwertet.

Um wie viel mehr, so frage ich, trifft diese Diagnose auf uns Protestanten, auf die Kirche des Wortes zu? Auf eine Kirche, in der die Predigt derartig dominiert, dass schon die Begrüßung oft zu einer kleinen Predigt wird? In der Gottesdienste nicht selten mit der Angabe des »Themas« beginnen, über das heute nachgedacht werden soll? In der dann schlimmstenfalls nicht mehr von der Feier übrigbleibt als eine durch Musik umrahmte Predigt, wie Martin Nicol dies in seiner neuen Liturgik meint? In der es – so Karl-Heinrich Bieritz – zur verbalen Verdoppelung der Symbolhandlungen kommt, weil manche Pfarrerinnen und Pfarrer jeden Schritt dessen, was sie zu tun gedenken, auch noch verbal kommentieren?⁵

Die für den evangelischen Gottesdienst nachhaltigste Problematik ergibt sich meines Erachtens aus einer Begeisterung des Reformators Martin Luther: seiner Begeisterung für die Predigt.⁶ Diese Beobachtung ist nicht neu. Schon vor Jahren warnte etwa Joachim Stalman vor dem Missverständnis, »das Fest der Gegenwart des Auferstandenen in der Gemeinde mit der Lehrveranstaltung eines amtierenden Theologen zu verwechseln. Dieses Missverständnis erreicht in der Aufklärung einen Höhepunkt. Es sitzt aber tief in jedem evangelischen Theologenhirn.«⁷ Und immer wieder erinnert auch Fulbert Steffensky an den gewaltigen Verlust, der dort eintritt, wo zu viel geredet wird, wo sich der Pfarrer als Dauermoderator erweist, wo die Stille keinen Ort mehr hat. »Geplapper und Intensität schließen sich aus«, so Steffensky.⁸

So weit eine knappe Beschreibung des evangelischen Grundproblems – das inzwischen wohl nicht mehr nur ein evangelisches ist, wie die katholischen Beobachtungen zeigen. Vielleicht haben wir – so meine These – vor lauter Wort allzu sehr den »Kult« vergessen.

⁴ Marcus König: Wir haben die Herrlichkeit Gottes gesehen, S. 255 f.

⁵ Karl-Heinz Bieritz: Bildet Gottesdienst Gemeinde.

⁶ Vgl. dazu Michael Meyer-Blanck: Liturgie und Liturgik. Der Evangelische Gottesdienst aus Quellentexten erklärt, Göttingen 2009, S. 36 f.

⁷ Joachim Stalman, in: Werner Reich/Joachim Stalman (Hrsg.): Gemeinde hält Gottesdienst. Anmerkungen zur erneuerten Agende, Leiturgia NF 1, Hannover 1991, S. 31.

⁸ Fulbert Steffensky: Das Charisma der Kargheit und der Vorrang der Bibel, in: Angela Berlis/David Plüss/Christian Walti (Hrsg.): GottesdienstKunst. Praktische Theologie in reformiertem Kontext 3, Zürich 2012, S. 41 ff.

4. Der Kult als Unterbrechung der vielen Worte und als Ort der Sehnsucht nach dem Wort

Ein Wort Luthers wurde immer wieder zitiert, wenn man die Frage klären wollte, was evangelischer Gottesdienst sei. Bei der Kirchweihe 1544 in Torgau sagte Luther, nichts anderes solle im Gottesdienst geschehen, »[...] dann das unser lieber Herr selbs mit uns rede durch sein heiliges Wort und wir widerumb mit jm reden durch Gebet und Lobgesang«⁹.

Gottesdienst erscheint als Wortwechsel zwischen Gott und Mensch! Das ist mehr und etwas anderes als eine Lehrveranstaltung, von Liedern umrahmt. Und ich fürchte manchmal, das Reden vom Gottesdienst als Gottes Wort und menschlicher Antwort ist so allgemein geworden, dass wir uns daran gewöhnt haben und das Unerhörte gar nicht mehr wahrnehmen, das darin steckt. Gottesdienst feiern heißt, einzutreten in den Wortwechsel mit dem lebendigen Gott! Es ist – nicht ohne Pathos gesagt – die meist ganz unspektakuläre wöchentliche Praxis dessen, was uns Menschen völlig unmöglich ist und nur von Gott her möglich wird. Da spricht der lebendige Gott mit mir, redet mich an, reißt mich aus meinem Alltag und meiner Zeit hinein in seine Zeit. Zeigt mir, wer ich bin: sündiger Mensch und geliebtes Kind.

Natürlich geschieht im Gottesdienst auch noch anderes: Da wird Gemeinschaft erfahren, da gibt es etwas zu denken, da sehe und höre ich – hoffentlich! – ästhetisch Ansprechendes, da kommt der Mensch zur Ruhe. Aber das Entscheidende wäre doch, dass in alledem Gott selbst spricht und wir zu ihm.

Es geht um das *Wort*, das nun groß oder kursiv geschrieben werden müsste, um es zu unterscheiden von den vielen Worten, die wir sagen und die wir kennen und mit denen wir umkommen. Unser Dauerreden, unsere eingeschliffenen Konventionen müssen durchbrochen werden. Wir reden so routiniert vom Evangelium, von der Guten Nachricht, von Rechtfertigung und Gnade, als wäre alles das etwas, was wir kennen, und die Frage wäre nur noch, wie wir's auch anderen bekanntmachen. Herunterbrechen, verständlich machen. Aber das ist, davon bin ich mehr und mehr überzeugt, nicht die Frage! Die Frage ist, wie wir's neu erfahren, wie es neu Ereignis wird. Denn darum geht's im Gottesdienst.

Und hier meine ich: Wir brauchen den Kult als Unterbrechung der vielen Worte und als Ort der Sehnsucht nach dem *Wort*. Gerade wir Evangelischen

⁹ Weimarer Ausgabe 49,588₁₅₋₁₈. Luthers eher beiläufig geäußelter Satz zur Torgauer Kirchweihe machte in der Geschichte evangelischer Liturgik erstaunliche Karriere. Seit dem 19. Jahrhundert ist er als »Torgauer Formel« bekannt und wird als solche immer wieder zitiert; in der Mitte des 20. Jahrhunderts wurde der Satz fast wortgleich (und ohne dies explizit zu benennen) zur leitenden liturgischen Formel des Zweiten Vatikanischen Konzils, sodass er inzwischen als ökumenischer Basissatz gelten kann.

brauchen den Kult, ich könnte auch sagen: den Ritus. Brauchen die Leiblichkeit, brauchen die Begehung, die mehr ist als Denken und Wissen. Brauchen die festen Formeln, auf die wir uns verlassen. Brauchen die alten Worte, die schon Generationen getragen haben und die wir nicht Sonntag für Sonntag erfinden. Brauchen die Unterbrechung durch das, was ich nicht mache, sondern was mir entgegenkommt. Was ich nicht habe, sondern neu empfangen. Was ich nicht kenne, sondern erhoffe und ersehne. Was auf dieser Erde nur immer bruchstückhaft aufscheint – und erst dereinst ganz erkannt werden wird.

Es gibt eine Sehnsucht nach diesem anderen. Sie ist vielfach zu greifen in unserer Gesellschaft – und wir müssen aufpassen, dass wir sie nicht aus dem Blick verlieren. Der Berliner Philosoph Byung-Chul Han analysiert immer wieder die Gesellschaft, in der wir leben. 2012 erschien sein Buch zur »Transparenzgesellschaft«.¹⁰

Für Han ist Transparenz ein durch und durch problematischer Begriff. Er bedeutet Glätte, Gleichmacherei, Oberfläche, pornografische Sichtbarkeit – und vor allem den Verlust der Kontemplation und des anderen. »Transparent werden die Dinge, wenn sie jede Negativität abstreifen, wenn sie geglättet und eingeebnet werden, wenn sie sich widerstandslos in glatte Ströme des Kapitals, der Kommunikation und Information einfügen. [...] Transparent werden die Handlungen, wenn sie operational werden [...].«¹¹ – »Die Transparenzgesellschaft ist eine Hölle des Gleichen.«¹²

Einfacher gesagt: Es gibt die Dauerwiederholung, das unendliche Gerede – und es gibt das andere, die Andersheit, das Fremde. Und dieses droht vor lauter Gerede unterzugehen. Es bräuchte eine andere Sprache, damit wieder Lücken bleiben und wir nicht der maschinellen, operationalen Oberflächlichkeit anheimfallen.

Es wundert mich nicht, dass Han immer wieder auf religiöse Metaphern und Vollzüge zu sprechen kommt. Denn darum geht es ihm letztlich: um die Wiederentdeckung einer Transzendenz inmitten der transparenten Welt. »Das Heilige ist nicht transparent. Vielmehr zeichnet es eine geheimnisvolle Unschärfe aus.«¹³

5. WortKult in der Erwartung des Wortes

Als WortKult in der Erwartung des Wortes ist der evangelische Gottesdienst der spezifische Beitrag, den die Reformation zum Gottesdienstverständnis geleistet hat. Und den wir stark machen, feiern und wiederentdecken können

¹⁰ Byung-Chul Han: *Transparenzgesellschaft*, Berlin 2012.

¹¹ A. a. O., S. 5.

¹² A. a. O., S. 6.

¹³ A. a. O., S. 30.

– gerade in diesen Jahren auf dem Weg zum Reformationsjubiläum. Es geht dabei um ein Wechselspiel, um eine zweifache Unterbrechung, um einen wechselseitigen Verfremdungseffekt: Der »Kult« (die rituell-symbolische Gestaltseite des Gottesdienstes) verfremdet die Worte, die wir sagen, bewahrt sie davor, zum allseits Bekannten und Konventionellen zu werden. Es geht eben nicht um die Worte, die ich sagen kann, sondern um das *Wort*, das ich nur erwarten kann. Gottes Wort, das er immer neu zu mir spricht und das alles verändert. Das befreiende und rechtfertigende Wort! Es braucht das Schweigen und die Stille, das Essen und Trinken, das Stehen und vielleicht auch das Knien, damit nicht alles untergeht im Wortschwall der amtierenden Theologen.

Und andererseits verfremden die Worte, verfremdet die Predigt, verfremdet das Aktuelle, Persönliche, Zeitgebundene den Kult. Es bewahrt ihn davor, zu einer merkwürdig weltabgewandten Feier zu werden. Es bewahrt ihn davor, dass wir die Welt vergessen und selbstgenügsam feiern. Es bewahrt davor, uns abzuschließen in eine religiöse Sonderwelt. Bei Amos lesen wir, wie ein Kult kritisiert wird, der die Welt vergessen hat: Ich mag, sagt Gott dem Volk, deine Opfer nicht mehr riechen. »Tu weg von mir das Geplärr deiner Lieder, denn ich mag dein Harfenspiel nicht mehr hören. Es ströme aber das Recht wie Wasser und die Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Bach.« (Am 5,23 f.)

Wort und Kult – dies beides ist der Wechselschritt des evangelischen Gottesdienstes. Dies beides gilt es zu gestalten – und dies beides kann erfahren werden.

Wie sieht das praktisch aus? Vielleicht entdecken wir die Schönheit wieder, die in den biblischen Worten steckt – und lernen als Evangelische, die Lesungen aus der Bibel neu zu genießen. Ohne Erklärungen. Einfach so! Weil wir erwarten, darin dem Wort Gottes selbst zu begegnen. Vielleicht predigen wir kürzer – und geben dem Abendmahl so eine Chance, nicht nur ein Anhang zu sein zum langen Wortgottesdienst, sondern ein Höhepunkt der gemeinsamen Feier. Vielleicht lernen wir das Schweigen wieder, um aus dem Schweigen ins Gebet zu finden. Vielleicht wird in alledem die Erwartung wieder groß – die Erwartung, in dem, was wir tun, Gottes Wort selbst zu hören, das dich meint und anspricht und verändert, aus Gebeugten Befreite macht, aus Sündern Gottes Kinder. Die Alten und Jungen, Frohen und Traurigen, Begeisterten und Zweifelnden werden zu seiner Kirche. Und antworten ihm, indem sie ihn loben, ihm die Nöte ihres Lebens und dieser Welt klagen, ihn bitten.

Und daraus folgt dann: Die Gemeinde ist kein Auditorium, kein Publikum, das vom Pfarrer gut unterhalten werden müsste. Es ist die mit dem Pfarrer und der Pfarrerin zum Gebet und zum Hören versammelte Gemeinde. Mit den Pfarrern und den Musikerinnen erwarten die Versammelten et-

was anderes, Veränderndes, nicht Machbares. So bescheiden das alles sein mag, was wir gestalten, so stammelnd und ungenügend unsere Worte, so schlicht Brot und Wein, so dünn der Gesang unserer Stimmen – auf alldem liegt die Verheißung, dass Gott mitten unter uns ist, uns hört und sein *Wort* ergreift. Vielleicht wäre der perfekte Gottesdienst in dieser Hinsicht eher ein Problem. Er könnte zufrieden sein lassen mit dem, was wir haben, gestalten und inszenieren.

Es ist ganz menschlich, was wir da tun – und doch etwas ganz Unglaubliches, wozu wir einladen und auch als aktiv Gestaltende Sonntag für Sonntag, Feiertag für Feiertag eingeladen sind. Es ist der WortKult in der Erwartung des *Wortes*.